Mechtild Brand

Verschleppt und entwurzelt

Zwangsarbeit zwischen
Soest, Werl, Wickede und Möhnetal

Umschlagabbildung:
Marian Borek war gerade 14 Jahre alt geworden, als er Zwangsarbeiter in Deutschland wurde. Die Erfahrung, die aus der Trennung von der Familie und seiner Einsamkeit erwuchs, prägten sein ganzes späteres Leben.

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde unterstützt durch:

- NRW-Stiftung Natur – Heimat – Kultur Düsseldorf

NRW-STIFTUNG
NATUR · HEIMAT · KULTUR

- Heimat- und Geschichtsverein Soest
- Kreis Soest
- Lions Club Soest

- Bürgerstiftung Hellweg

Bürgerstiftung
Hellweg-Region

Herausgeber: Heimatverein Möhnesee e.V.

Heimatverein
Möhnesee e.V.

1. Auflage August 2010
Satz und Gestaltung: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen
Umschlaggestaltung: Volker Pecher, Essen
Druck: Digital Print Group O. Schimek GmbH, Nürnberg
© Klartext Verlag, Essen 2010
ISBN 978-3-8375-0377-7
Alle Rechte vorbehalten

www.klartext-verlag.de

Inhalt

Vorwort 7

Einleitung 11

Rahmenbedingungen der Zwangsarbeit 21

Zahlen und Quellen 29
Zahlen 29
Quellen 41
- Zeitzeugen 41
- Kirchenbücher und Standesämter 46
- Ausländerkarteien der Ämter Borgeln-Schwefe und Körbecke 52
- Krankenbücher des Stadtkrankenhauses Soest 56
- Gefangenenbücher der Gestapo Dortmund 65
- Strafregister der Polizei im Amt Werl 70

Die Zeitzeugen erinnern sich 73
Angeworben – aufgefordert – eingefangen 73
Im Viehwaggon zum „Viehmarkt“ nach Soest 80
Fremd und allein – Junge Erwachsene und Jugendliche 94
Mitgefangen – Die Kinder verschleppter Familien 99
In Deutschland geboren – Unerwünschte Kinder 109
Arbeit – Unterbringung – Ernährung 120
- Landwirtschaft 120
- Haushalte und Handwerksbetriebe 129
- Fabriken und Großbetriebe 132

Einzelheiten 143

Westarbeiter 151
Holländer 155
Franzosen 158
Italiener 164

Lager im Kreis Soest 169
Gemeinschaftsunterkünfte als Kontrollsystem 169
Lager in der Stadt Soest 173
- Ost- und andere Firmenlager in Soest 173
- Straflager am Plettenberg 180
- Reichsbahnlager 183

Lager im Kreisgebiet 192
- Lager der Organisation Todt im Möhnetal 192
- Tbc-Lager Delecke 200
- Arbeitskommando Borgeln 208
- Lager von Standard und Union in Werl 212
- Das Baulager der Krankenhaus-Sonderanlage in Wimbern 222

Befreit, aber nicht frei – das Kriegsende 229
Die letzte Kriegsphase 229
Zwischenzeiten 239
Displaced Persons 249
- DP-Lager in Soest und Umgebung 251
- Das Polnische Zentrum Lippstadt 256
- Die Polnische Seelsorge 262

Heimgekehrt 269
Hier geblieben 279

Zwangsarbeit im Rückblick 293
Kontakte und Besuche 300
Schlussbetrachtung 309

Anhang 311
Liste der verstorbenen Zwangsarbeiter der Reichsbahn in Soest 311
Bericht des Gewerberates Pfingsten im Gewerbeaufsichtsamt Soest vom 23. November 1943 an den Regierungspräsidenten in Arnsberg 313
Kurzbiografien der im Kreis Soest tätig gewesenen polnischen Geistlichen . 317

Quellen 319

Literatur 323

Abbildungsnachweis 327

Vorwort

Die Erfahrung, dass mit jeder weiteren Opfergruppe, die man in den Blick nimmt, die Zeit des Nationalsozialismus andere Aspekte ihrer Brutalität offenbart, ist eigentlich nicht neu. Trotzdem war ich auf all das, was die Zeitzeugen berichteten, kaum vorbereitet. Es entzieht sich einfach jeder Vorstellungskraft, welche Fantasie, wieviel Energie und bürokratische Genauigkeit die NS-Diktatur aufgewendet hat, um Menschen ihrer Ideologie zu unterwerfen und ihr Leben damit aus den Angeln zu heben.

Die Zeitzeugen, die mir geantwortet haben, hatten bis auf wenige Ausnahmen seit ihrer Heimkehr nach dem Krieg keinen Kontakt mehr nach Deutschland. Einige gaben später zu, dass sie mir zwar das persönliche Interesse an ihrem Schicksal geglaubt haben. Aber sie konnten sich nicht vorstellen, dass ein Buch mit ihren Geschichten entstehen könnte. Trotzdem waren sie zu einem fünfjährigen Kontakt bereit und haben in dieser Zeit ihre ersten Berichte immer wieder ergänzt und erweitert. Ihnen und all ihren Angehörigen, die oft für sie die Briefe schreiben mussten, gilt zuallererst mein herzlicher Dank.

Die Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“ in Warschau und die Ukrainische Nationale Stiftung „Verständigung und Aussöhnung“ in Kiew haben es unternommen, meinen Fragebogen zu übersetzen und an Betroffene zu versenden, die im Kreis Soest Zwangsarbeit geleistet hatten. Oksana Nikolaychuk von der Stiftung in Kiew begleitete darüber hinaus die gesamte Zeit der Forschung, gab Informationen über die Ukraine, rief Zeitzeugen bei Nachfragen an, suchte und fand weitere betroffene Personen, ergänzte mit ihrer fachlichen Kompetenz die Berichte und half, sie richtig einzuordnen. Ohne ihre Hilfe hätte ich manche Zusammenhänge nicht verstanden. Diese für mich außerordentlich wertvolle Unterstützung ging weit über ihre dienstlichen Pflichten hinaus.

Als die Berichte der Zeitzeugen eintrafen, mussten sie übersetzt werden. Das war nicht nur viel Arbeit, sondern verlangte auch das Einlesen in die Problematik der Zwangsarbeit. Außerdem war das nicht ein einmaliges Unternehmen am Anfang der Befragung, sondern meine geduldigen Übersetzer ermöglichten mir auch eine jahrelange Korrespondenz mit all denen, die mir aus Polen und aus der Ukraine weitere lange Briefe geschrieben haben. Hätte ich diese vielen Stunden Arbeit bezahlen müssen, wären die Briefwechsel unmöglich gewesen und damit zahlreiche wertvolle Einzel-

heiten der Geschichte nicht bekannt geworden. Ich danke Dr. Paul Dziuba, Halina Pienkos, Karl-Hubert Rojek und Mariola Slusarek für die polnischen und Olga Müller und Willi Hopfauf für die russischen Übersetzungen. Dabei hoffe ich, dass die Zeitreise, in die ich sie hineingeholt habe, für sie nicht nur Last gewesen ist.

Die Zeitzeugenberichte bezogen sich auf den Kreis Soest in seinen Grenzen vor der kommunalen Neugliederung. Es galt zusätzlich, die früheren Arbeitsplätze in der Region aufzusuchen und, soweit das möglich war, deutsche Zeitzeugen zu befragen. Vor allem die Besuche auf den vielen Bauernhöfen waren spannend. Ich habe nicht nur den Kreis sehr gut kennen gelernt, sondern auch viele freundliche Hofbewohner, die sich um Fotos und Dokumente bemüht haben. Drei Ortsheimatpfleger haben mich dabei unterstützt, Gerd Oeding (Oestinghausen), Hans Oberhoff (Meckingsen) und Christa Steffens (Schwefe). Der Ortsvorsteher von Günne, Karl-Heinz Wilmes, verbesserte meine Kenntnisse über die Gemeinde Möhnesee, und Burkhard Leiverkus durchstreifte mit mir das ehemalige Bahnhofsgelände in Soest. Dass das alles nicht selbstverständlich war, zeigten mir meine weitgehend gescheiterten Bemühungen, mit einheimischen Firmen ins Gespräch zu kommen.

Ich war auf weitere Hilfe angewiesen. Standes- und Pfarrämter haben mir Auskünfte gegeben, obwohl ich ihre Arbeitsabläufe mit meinen Anfragen erheblich störte und sie durch mich viel zusätzliche Arbeit hatten. Drei lokale Archive haben neben meiner Suche nach Quellen und Unterlagen meine ständige Fragerei nach lokalen Zusammenhängen und Orten tapfer ausgehalten. Dafür danke ich Beatrix Pusch vom Kreisarchiv Soest, Dirk Elbert vom Stadtarchiv Soest und Heinrich Deisting vom Stadtarchiv Werl. Auf ihr Fachwissen und ihre Bereitschaft, mir zu helfen, war ich dringend angewiesen, und ich konnte mich immer auf sie verlassen.

Weitere wichtige Unterstützer für meine Spurensuche waren einige überregionale Archive. Der Internationale Suchdienst in Arolsen hatte gerade erst seine Archivalien zugänglich gemacht, als ich versuchte, dort Unterlagen für den Kreis Soest auszuwerten. Nicole Dominicus hat mir vor allem geholfen, als ich an der totalen Digitalisierung des Archivgutes gescheitert bin.

Dr. Jens Heckl beim Landesarchiv NRW in Münster, Dr. Gunnar Teske beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe und Dr. Klefisch im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf unterstützten mich mit vielen sachdienlichen Hinweisen. Das taten auch die Archivare aus Fröndenberg, Hemer, Herne und Möhnesee.

Oft war es nötig, den Fortgang der Arbeit zu reflektieren, eine andere Meinung zu hören und zusätzliches Fachwissen in Anspruch zu nehmen. Ich war froh, dass Dr. Gisela Schwarze in Münster stets ein offenes Ohr für mich hatte und mir mit ihrer großen Sachkenntnis bereitwillig geholfen hat.

Nachdem ich alle diese Stationen durchlaufen und meine Erkenntnisse schriftlich niedergelegt hatte, benötigte ich noch die, die das Ergebnis einer kritischen Durchsicht unterzogen. Das waren, wie bereits bei meinen früheren Arbeiten, Helga Heuwes (Berlin) und Wolfgang Komo (Hamm), denen ich für die immer wieder neue Bereitschaft

danke, sich mit meinen Vorstellungen auseinanderzusetzen und in sie hineinzudenken. Das hat diesmal zusätzlich noch Dr. Wolfgang Stelbrink (Soest) übernommen. Als Historiker und mit der Soester NS-Geschichte besonders vertraut unternahm er es, den Text auf die richtige Einordnung in die Zusammenhänge der NS-Zeit hin zu überprüfen. Sie alle haben zu dem vorliegenden Ergebnis beigetragen, wofür ich herzlich zu danken habe.

Da Bücher Geld kosten, möchte ich an die erinnern, die mir den finanziellen Rahmen gegeben haben, damit dieses Buch entstehen konnte. Das war zuallerst Ilse Schidlof, die jüdische Freundin aus Österreich, die Geld aus ihrer Entschädigung zur Verfügung stellte, damit ich die Recherche bezahlen konnte. Leider ist sie inzwischen verstorben.

Auch allen Sponsoren, die mit großen und kleinen Summen den Druck dieses Buches ermöglichten, schulde ich Dank. Ohne sie wäre eine Veröffentlichung nicht möglich gewesen.

Das Resultat all dieser Bemühungen liegt nun vor. Hoffentlich hilft es, den betroffenen Zwangsarbeitern, die sehr unfreiwillig den Kreis Soest kennen gelernt haben, eine Stimme zu geben.

Welver, im Sommer 2010 Mechtild Brand

Einleitung

Die alte Dame reagierte irritiert auf die Schülerfrage. „Natürlich haben wir Fremdarbeiter gesehen – überall. Aber es war doch damals normal, hin- und hergeschickt zu werden! Wir mussten doch auch in den Reichsarbeitsdienst oder ins Pflichtjahr!“ Dabei übersah sie den Teil der Wahrheit, der bis in die Gegenwart sehr vielen Menschen in Deutschland nicht bewusst ist und den Mieczysław Gal. in seinem Bericht über seine Zeit als Zwangsarbeiter benennt: „Es war Krieg. Ich war Gefangener. Es war Arbeit von früh bis abends, ich war niemand.“ Einleitend hatte er aber bereits vorher festgestellt: „Ich hatte aber Glück, weil ich Arbeitgeber hatte, die gute Menschen waren. […] Ich habe den Krieg überlebt auf irgendeine Weise. Das heißt, dass ich sehr schlimme Erlebnisse nicht hatte. Ich hatte auch keine angenehmen Erlebnisse.“[1]

Mieczysław Gal. war der älteste von rund hundert Personen aus Polen und der Ukraine, die sich über die Stiftungen für die Entschädigung der Zwangsarbeiter in Warschau und Kiew auf meine Bitte hin im Jahr 2005 als Zeitzeugen meldeten. Sie waren während des Krieges entweder im Kreis Soest eingesetzt gewesen oder zumindest über das Durchgangslager des Landesarbeitsamtes Westfalen von Soest aus weiter verteilt worden. Mit 92 Jahren verfasste Mieczysław Gal. handschriftlich, sachlich, nüchtern und äußerst reflektiert seinen Bericht über diese Zeit und bemerkte nebenbei, dass er sich über das Interesse aus Deutschland freue. Er hat nie mehr auf einen meiner regelmäßigen Rundbriefe an die Zeitzeugen geantwortet, und ich weiß nicht, ob er jetzt, Jahre später, noch lebt. Aber die Briefe kommen nicht zurück, und ich nehme an, dass vielleicht Verwandte sie lesen, wie das bei anderen, verstorbenen Zeitzeugen der Fall ist. Von Beginn an waren in den meisten Fällen die Familien beteiligt, schrieben oft erwachsene Kinder für die alten Eltern die Berichte, mussten manchmal ihren Tod mitteilen und wünschten sich meistens die Fortführung des Kontaktes nach Deutschland. Aus der mühsamen Korrespondenz, die stets von der freundlichen Mitarbeit meiner Übersetzer abhing, entwickelte sich ein Austausch von persönlichen und allgemeinen Informationen, die mir eine prall gefüllte Fotomappe und eine Menge Briefe bescherten und viel über die sehr unterschiedlichen Menschen hinter den Zeitzeugenberichten sichtbar machten.

1 Zeitzeugenbericht P 20.

Wieder einmal zeigte sich für mich, dass die Beschreibung historischer Fakten allein nicht verdeutlichen kann, welche Folgen sie im Leben der betroffenen Menschen hatten. Die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten hat eine unendlich blutige Spur durch Europa gezogen, und die Veränderungen, Verwerfungen und Verletzungen, die die unterdrückten Menschen und Völker erfahren haben, wirken bis in die Gegenwart nach.

Die Frage, wann wir endlich aufhören, über die NS-Zeit zu reden, stellt sich für mich so lange nicht, wie NS-Opfer unter ihren Folgen leiden. Wie sehr sie es tun, erfahren wir aber nur, wenn wir bereit sind, sie kennen zu lernen und ihren Berichten zuzuhören. Insofern bin ich jedem Zeitzeugen zu großem Dank verpflichtet, der sich der Belastung aussetzte, seine Erinnerungen aufzuschreiben und sie mir, einem völlig fremden Menschen, anzuvertrauen und in das Land zu schicken, in dem er/sie unfreiwillig leben musste und gefangen war.

Abb. 1: Mit Familienanschluss: Maria Musiałowska (vorne links) in Vellinghausen

Die Frage nach dem Ende des Redens über die NS-Zeit stellt sich mir auch aus einem anderen Grund nicht. Diese Formulierung ist so allgemein, dass sie sich auch nur oberflächlich beantworten lässt. Bevor man mit etwas aufhören kann, muss man erst einmal damit angefangen haben. Der Blick in die Archive und Publikationen der hier vorgestellten, überschaubaren Region zeigt jedoch, dass das Thema Zwangsarbeit mit Sicherheit noch nicht ausführlich oder gar erschöpfend dokumentiert worden ist.

Die Zeitzeugenberichte sind Ausgangspunkt und Kern dieser Dokumentation, die sich mit der Zwangsarbeit in einer ländlichen Region im mittleren Westfalen befasst, dem Kreis Soest in seinen Grenzen aus der Vorkriegszeit. Aus den strukturellen Vorgaben der Gegend folgt, dass viele der Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft und in kleinen Handwerksbetrieben eingesetzt waren, in denen sie in der Regel, aber keineswegs zwangsläufig, durch die persönlichen Kontakte im Umfeld und mit den Arbeitgebern besser gestellt waren als Fabrikarbeiter. Das waren die Bedingungen, unter denen z. B. auch Mieczysław Gal. in einer Mühle außerhalb von Soest gearbeitet hat. In den zwei Städten des Kreises, Soest und Werl, und in der industriell geprägten Gemeinde Wickede waren die Verhältnisse anders. Dort existierten Fabriken und mittelständische Betriebe, die ebenfalls eine erhebliche Zahl von Zwangsarbeitern

beschäftigten. An diesen Arbeitsplätzen verursachte bereits die Unterbringung hinter Zäunen in Gemeinschaftslagern aus Baracken mit NS-geprägter Bewachung und die rassistisch begründete Einschränkung der Versorgung die schlechteren Lebensbedingungen und die deutliche Trennung von der übrigen Bevölkerung. Eine Sonderstellung nimmt die Fabrik der Union Fröndenberg in Werl ein, in der unter schlimmsten Bedingungen Munition produziert wurde. Der Konzern hatte seinen Stammsitz außerhalb des Kreises, in Fröndenberg, und außerdem auch Zweigwerke in Auschwitz und in der Ukraine, insgesamt etwa 10.000 Beschäftigte.[2]

Da die Zeitzeugen ihre Aufenthaltsorte in den meisten Fällen benennen konnten, versuchte ich im zweiten Schritt, diese Orte im Kreis zu finden, um deutsche Gesprächspartner für die Klärung der Arbeits- und Lebensbedingungen zu gewinnen. Das gelang an manchen Stellen. Aber da Höfe den Besitzer gewechselt hatten oder aufgegeben worden waren und Firmen und Fabriken nicht mehr existierten, blieb es oft dabei, ein paar Erinnerungsfotos von den letzten Gebäuden oder der Umgebung nach Polen oder in die Ukraine zu schicken. Trotzdem waren die Besuche nicht vergebens, denn hier und da kramten alte Leute in ihren Fotos herum, holten Bilder von „ihren" Polen oder Russen hervor und begannen zu erzählen. Manche hatten viele Jahre nach dem Krieg noch Kontakt mit ihnen gehabt, und in einigen Fällen bestehen die Briefwechsel bis in die Gegenwart. Man konnte sicher sein, dass die Zwangsarbeiter, deren Foto im Familienalbum aufbewahrt wird, in der Regel erträgliche Lebensbedingungen hatten. Die vielen Geschichten, die ich vor allem auf den Höfen hörte, waren Alltagsgeschichten unterschiedlichster Art. Sie belegen die Notwendigkeit, die Lage der Zwangsarbeiter sehr genau zu betrachten und zu differenzieren. Es ist weder richtig, dass sie alle entsetzlich gelitten haben, noch wurden alle großartig und freundlich behandelt. Allerdings fallen bei den Berichten die Extreme auf. Einerseits gab es den menschenwürdigen Umgang oder die Verachtung für die „Fremdvölkischen" auf der anderen Seite. Sehr schwierig wurde es für die Zwangsarbeiter immer dann, wenn deutsche Kollegen am selben Arbeitsplatz sich ihnen gegenüber ganz unterschiedlich verhielten, weil Freundlichkeiten möglichst nicht auffallen durften.

Unabhängig von allen individuellen Bedingungen bleibt jedoch festzuhalten, dass die ausländischen Arbeitskräfte die Arbeit in Deutschland nicht freiwillig geleistet haben, selbst diejenigen nicht, die sich in den ersten Wochen des Krieges vielleicht noch selbst gemeldet hatten, weil sie an die Fortsetzung der vorher weit verbreiteten Saisonarbeit glaubten und ganz einfach auf die Propaganda hereingefallen waren. Sie erlebten eine Zeit der Gefangenschaft, die für einen Teil von ihnen den endgültigen

2 Vgl.: Stefan Klemp: „Richtige Nazis hat es hier nicht gegeben". Eine Stadt, eine Firma, der vergessene mächtigste Wirtschaftsführer und Auschwitz. Münster 2000.
Außerdem: Heinz-Udo Obens: Wir hatten viel Hunger. Fremdarbeiter, Ostarbeiter, Zwangsarbeiter. Die Standard-Metallwerke zu Werl und ihre ausländischen Arbeitskräfte im Zweiten Weltkrieg. Werl 2003. S. 78.

Verlust ihrer Heimat bedeutete, Familienbande zerstörte und viele als Entwurzelte bei Kriegsende zurückließ.

Ergänzend zu den persönlichen Geschichten habe ich versucht, etwas über die allgemeinen örtlichen Bedingungen zu erfahren, unter denen die Zwangsarbeiter im Kreis Soest lebten. Die von den Nationalsozialisten vorgegebenen Richtlinien galten natürlich auch hier. Aber damit waren nicht alle Einzelheiten festgelegt, und es war die Entscheidung eines jeden Arbeitsgebers, ob er mögliche Spielräume bei der Behandlung „seiner" Zwangsarbeiter zu ihrem Wohl nutzte oder nicht. Entscheidungsträger in den einzelnen Betrieben hatten Einfluss auf die Bedingungen vor Ort, was sich beim Vergleich der Werler Fabriken Union und Standard zum Beispiel gut belegen lässt. Die ausländischen Arbeiter haben nach Kriegsende bei Racheakten sehr wohl zu differenzieren gewusst und in zahlreichen Fällen entweder Höfe, Personen und Betriebe vor Übergriffen geschützt oder zu ihrer Plünderung angeregt. Der erste Bürgermeister, den die Besatzungsmacht bei Kriegsende in Soest ernannte, war im Krieg Leiter der Fremdenpolizei gewesen und dem Kommandanten von Zwangsarbeitern vorgeschlagen worden. Sie hatten ihn offensichtlich als einen Menschen kennen gelernt, von dem sie sich unter den gegebenen Bedingungen gerecht behandelt fühlten.[3]

Für die vorliegende Arbeit ist die Suche nach Zeitzeugen im Hinblick auf die Sprachbarrieren auf Polen und die Ukraine beschränkt worden. Es fehlen aber nicht nur die Ostarbeiter aus weiteren Ländern mit ihren Aussagen. Da die Zwangsarbeiter aus dem Westen, aus den Niederlanden, Belgien, Frankreich und Skandinavien keine Entschädigung erhalten haben, existiert auch keine Institution, die Zeugen hätte finden können. Auch der Sonderfall der italienischen Militärinternierten kann nicht mit persönlichen Berichten belegt werden. Das ist ein großer Nachteil dieser Arbeit und vielleicht Anlass für jemanden, diese Lücke zu schließen.

Ein weiteres Problem ist die lokale Aktenlage. Das Stöbern nach Dokumenten vor Ort war schon deswegen schwierig, weil Rathaus, Polizei und Arbeitsamt in der Stadt Soest durch Bomben zerstört wurden. Die Kreisverwaltung war ebenfalls betroffen.[4] Außerdem haben Unterlagen durch die regionale Neugliederung in den 1970er Jahren unbekannte Wege genommen oder sind vernichtet worden. Nicht jede Gemeinde des Altkreises Soest besitzt ein geordnetes Archiv oder hat die Unterlagen an das Kreisarchiv abgegeben.

Das Archiv des Internationalen Suchdienstes (International Tracing Service – I. T. S.) in Arolsen verfügt über Materialien aus dem Landkreis Soest, die fast ausschließlich nach Kriegsende für die Alliierten verfasst worden sind.[5] Allerdings kannten sich diejenigen offensichtlich gut genug aus, die sie erstellt haben, und insofern sind sie eine wichtige Quelle, die seit dem Sommer 2008 endlich für die Forschung

3 K. Hilse: Erinnerungen an das Kriegsende. In: Soester Zeitschrift. Heft 106. Soest 1994. S. 163.
4 Bescheinigung für Boleslaw Stasiak vom 6.9.1946.
5 I. T. S. Arolsen. Ordner Landkreis Soest 1079–1088.

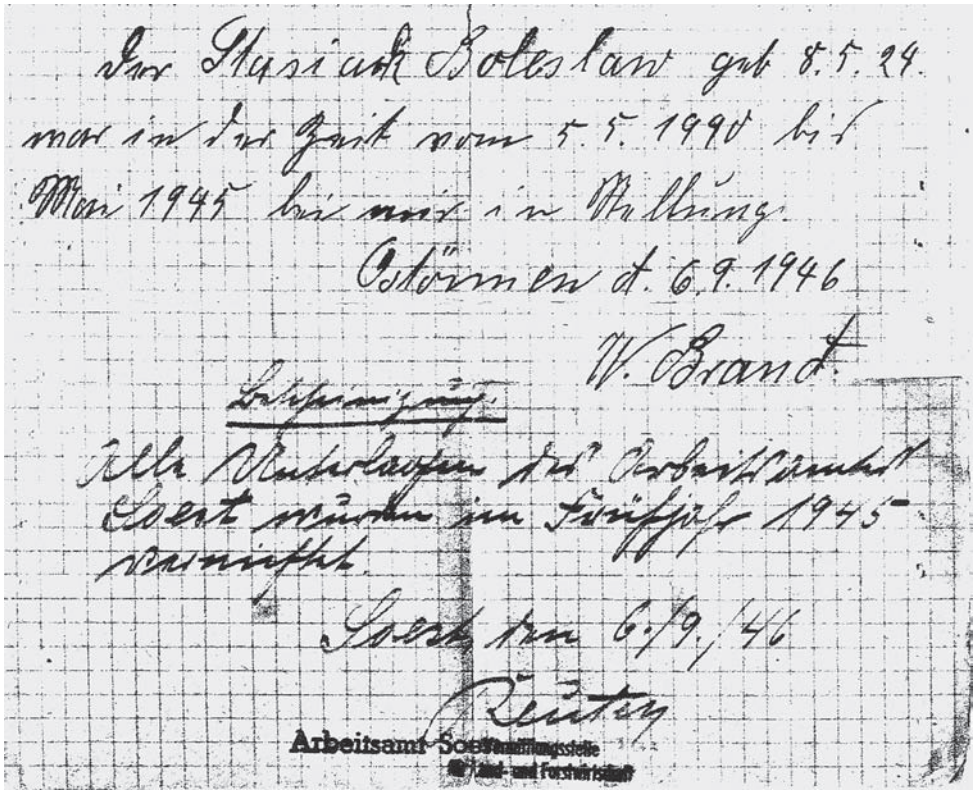
Der Stasiak Boleslaw geb 8.5.24.
war in der Zeit vom 5.5.1990 bis
Mai 1945 bei mir in Stellung.
Ostönnen d. 6.9.1946
W. Brand.
Bescheinigung.
Alle Unterlagen des Arbeitsamtes
Soest wurden im Frühjahr 1945
vernichtet.
Soest, den 6/9/46
Reuter
Arbeitsamt Soest Vermittlungsstelle für Land- und Forstwirtschaft

Abb. 2: Bescheinigung des Arbeitsamtes für Bolesław Stasiak, dass der Behörde kriegsbedingt alle Unterlagen verlorengegangen sind.

zugänglich ist. Die Ordner enthalten zahlreiche Karteikarten und Namenslisten z. B. von Verstorbenen in einzelnen Orten des Kreises, Listen mancher nationaler Gruppen mit den Namen der Arbeitgeber oder Hinweise auf Speziallager wie das Tbc-Lager in Delecke – kurz all das, was die Siegermächte als Übersicht benötigten, um mit dem Problem fertig zu werden, das ihnen die Versorgung Tausender entwurzelter heimatloser Menschen bei Kriegsende bereitete. Vollständigkeit zeichnet keine dieser Quellen aus.

Spuren der Zwangsarbeiter aus der Region finden sich auch in den Büchern der hiesigen Kirchengemeinden, in den Krankenbüchern des ehemaligen Stadtkrankenhauses Soest, bei den kleinen Landkrankenhäusern in der Umgebung und in den Namenslisten der Klinik in Waltrop-Holthausen, wo Zwangsarbeiterinnen entweder zur Abtreibung gezwungen wurden oder unter schrecklichen Bedingungen ihre Kinder zur Welt brachten. Man entdeckt sie in den Gefangenenbüchern der Steinwache Dortmund als übergeordneter Polizeibehörde und manchmal auch in einer vergessenen Kiste, die sich als Ausländerkartei des ehemaligen Amtes Borgeln-Schwefe ent-

puppte.[6] So tauchten immer einmal wieder Aktenbestände auf, die Teilaspekte der Lebensbedingungen beleuchten und als Zufallsfunde zur genaueren Gesamtdarstellung beitrugen.

Schade ist, dass wichtige Quellen nicht zugänglich waren, vor allem die noch existierenden Krankenversicherungsunterlagen. Das ist einerseits die Versicherten-Kartei der Allgemeinen Ortskrankenkasse AOK Soest, über die man nicht nur die Arbeiter in Industrie und Handwerk hätte finden können, sondern auch all die Männer und Frauen, die in Haushalten und kleinen Betrieben als Einzelpersonen arbeiteten. Die Karteien sind wie bei der Landkrankenkasse als Arbeitgeberkonten angelegt, also nur über den Namen des Arbeitgebers zu erschließen, was die Suche nach einem einzelnen Zwangsarbeiter ohne diese Angabe unmöglich macht. Sinnvoll wäre eine sorgfältige, vollständige Auswertung. Die Akten der Landkrankenkasse verwahrt die Landesversicherungsanstalt in Münster. Diese Bestände systematisch zu untersuchen, ist für ein genaues Bild unerlässlich. An anderen Orten gehören solche Unterlagen längst zum Archivbestand.

Festzustellen bleibt, dass die Ausgangsbedingungen für eine Untersuchung der hiesigen Lebensverhältnisse für Zwangsarbeiter eher unzureichend waren und die vorgelegte Arbeit nur ein Anfang und Anreiz sein kann, sich dieser Frage noch einmal genauer und mit besserer Aktenlage zu widmen. Es ist bisher nicht einmal möglich, verlässliche Angaben zur Zahl der im Kreis Soest beschäftigt gewesenen Ausländer zu machen. Allerdings ist sicher, dass ohne sie weder die Landwirtschaft, noch die Industrie des Kreises nach Kriegsbeginn überlebensfähig gewesen wäre. Obwohl diese Menschen ganz wesentlich zur wirtschaftlichen Existenz der Region beitrugen, kommen sie in den offiziellen Erinnerungen fast nicht vor.

Die Realität von Zwangsarbeit, ihre Demütigung und Entwurzelung, lässt sich jedoch nicht durch Zahlen erfassen. Sie ist die Erfahrung jedes einzelnen betroffenen Menschen gewesen. Deshalb sind die Berichte der Zeitzeugen für ihre Darstellung unersetzlich. Das bedeutet allerdings, dass sie unter den Aspekten von „oral history" sorgfältig zu betrachten sind, zumal sie erst 2005, also 60 Jahre nach Kriegsende, aufgeschrieben wurden. Es wäre eine völlige Überforderung der Zeugen, ihnen alle lokalen Daten und Fakten vorzuführen und ihre gelegentlich damit nicht übereinstimmenden Schilderungen für unwahr zu halten. Die Zeitzeugen haben das aufgeschrieben, was in ihrem Kopf und in ihren Gefühlen aus dieser für sie traumatisch prägenden Zeit hängen geblieben ist. Das ist ein subjektives Bild – und genau danach waren sie gefragt worden. Es ist deshalb auch nicht falsch, wenn die objektiven Fakten widersprechen, sondern es ist nötig, die Schilderungen zu deuten. Die Not-

6 Für den Hinweis danke ich Friedrich Coerdt, Stocklarn, der sie als letzter Amtsbürgermeister des Amtes Borgeln-Schwefe rettete und an die Gemeinde Welver als Rechtsnachfolgerin weiterreichte.

wendigkeit, die Aussagen mit anderen Quellen abzugleichen, soll an einigen Beispielen verdeutlicht werden.

Im ersten Fall schilderte eine Frau, die 1943 in Werl geboren wurde, dass der Arbeitgeber ihrer Eltern, ein Bauer in Scheidingen, sie bei Kriegsende gern als Arbeiter behalten hätte. Er habe ihnen sogar ein Stück Land angeboten. Tatsächlich war dieser Bauer Pächter auf dem Hof und konnte kein Land verteilen. Der Kern dieser Aussage bleibt, und es gibt keinen Grund sie anzuzweifeln, dass die Familie gut behandelt und ihr wahrscheinlich auch eine Nachkriegsperspektive geboten wurde. Die polnische Familie hat diese freundliche Zuwendung fairerweise nicht vergessen.[7]

In einem anderen Fall wurde der Erbe auf einem Hof in Oestinghausen als besonders bedrohlich empfunden. Er sei bei der SS gewesen und habe ihnen ständig Angst gemacht, während sein alter Vater sie besser versorgt und behandelt habe, berichteten zwei Töchter der betroffenen Familie. Der Bauernsohn war nach seinem Geburtsjahrgang ein durch die Erziehung in den Organisationen der NS-Zeit geprägter junger Mann, der allerdings nicht zur SS gehörte und der ab Kriegsbeginn bei der Wehrmacht und daher eher selten und nur im Fronturlaub auf dem Hof war.[8] Glaubhaft an dieser Aussage bleibt, dass die Familie ihn fürchtete und sich möglichst unsichtbar zu machen versuchte, wenn er auf dem Hof war. In beiden Fällen haben Kinder von damals das Bild weitergegeben, das ihnen die Erzählung der Eltern vermittelt hat, und es ist ihnen so in Erinnerung geblieben.

Auf der anderen Seite sind Berichte von Zeitzeugen Hilfen gewesen, bisher Unbekanntes aufzuklären. Auf diese Weise konnte der Name des Lagerführers bei der Union in Werl ermittelt werden, der den Lagerinsassen in äußerst unangenehmer Erinnerung geblieben war. Noch wichtiger ist, dass der Tod von mindestens 18 russischen Zwangsarbeitern in den letzten Kriegstagen durch eine der Zeugenaussagen überhaupt erst entdeckt worden ist. Sie sind am Ortsausgang von Werl am 8. April 1945 offensichtlich über den Haufen geschossen worden, und niemand hat bisher von ihnen geredet oder dieses Drama bewusst gemacht.

Außerdem musste ich mir selbst eingestehen, dass ich mit meiner eigenen Fragestellung Antworten beeinflusst habe. Die direkte Frage nach angenehmen Erinnerungen aus ihrer Zeit in Deutschland verneinten pauschal viele, obwohl sie sich gleichzeitig über persönliche Kontakte an ihrer Arbeitsstelle sehr differenziert und in vielen Fällen positiv äußerten. Das widersprach sich eigentlich, verdeutlicht aber gleichzeitig, dass die grundsätzliche Ablehnung der Zwangsarbeit und ihre Einzelerfahrung unterschiedliche Aspekte bei der Betrachtung dieses Lebensabschnittes darstellen.

An diesen Beispielen mag deutlich werden, dass die Zeitzeugenberichte anders zu verstehen sind als eine Akte. Übrigens sind die Akten, die die NS-Diktatur hinterlassen

7 Zeitzeugenbericht P 60.

8 Zeitzeugenberichte P 16 und P 18 und Überprüfung der Angaben durch den Ortsheimatpfleger Gerd Oeding im Sommer 2005.

hat, natürlich auch kritisch zu lesen. Zeitzeugen können sich irren, obwohl sie sich bemühen, ihre Erinnerungen „richtig“ aufzuschreiben. In den Akten finden sich jedoch alle Auswüchse des Dritten Reiches, die die Verwaltungsvorgänge bis in die letzten Details bestimmt und geprägt haben und von Deutschen vielfach rücksichtslos umgesetzt worden sind. Die Erinnerungslücken, die sich auf diese Vorgänge beziehen, sind anders als die bei den Zeitzeugen zu bewerten, denn sie waren bei denjenigen besonders häufig, die viele Gründe hatten, ihre Taten zu verschleiern, um sich ihrer Verantwortung zu entziehen, und das bereits besonders gern kurz nach dem Krieg.

Eine Schwierigkeit, die die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und ihre Darstellung immer begleitet, ist die Frage nach der Verwendung von Begriffen aus dem Dritten Reich. Wenn man sie übernimmt, unterwirft man sich in manchmal durchaus fragwürdiger Weise der Terminologie aus der Zeit der Diktatur. Andererseits ist es kaum möglich, sie in unsere Sprache umzuformen, ohne sie in der Bedeutung und Deutung zu verändern. Sie ständig mit Anführungszeichen kenntlich zu machen, unterstellt dem Leser mangelnde Kenntnis und Kritikfähigkeit. Außerdem liegen zwischen dem Beginn des Dritten Reiches und der Gegenwart mehr als 75 Jahre, in denen sich nicht nur NS-Begriffe in die Sprache geschoben haben, sondern die Alltagssprache sich gegenüber damals vielfältig verändert hat. Der Ausdruck „Gefolgschaftsmitglieder“ z. B. ist keine Erfindung der NS-Zeit, beschreibt aber im Dritten Reich eine Abhängigkeit des einzelnen Betriebsmitgliedes von den unterschiedlichsten Hierarchien und Führungsstrukturen des Dritten Reichs, wie es sie vorher und hinterher nicht gegeben hat. Dieses Wort hat während der NS-Zeit eine Bedeutung gehabt, die nur in dieser Zeit so galt und nach zwölf Jahren wieder verschwand. Eigentlich sind mit diesem Begriff ganz schlicht die Mitarbeiter einer Firma gemeint. An diesem Beispiel mag deutlich werden, dass eine Diktatur sprachlich fragwürdige Umdeutungen vornimmt, die ein Leser kritisch hinterfragen muss. Nur ein Terminus ist ohne jede Einschränkung in den Sprachgebrauch der Gegenwart geholt worden. Die „freiwilligen fremdvölkischen Zivilarbeiter“ heißen im gesamten Text Zwangsarbeiter.

Im Rückblick auf die mehrjährige Spurensuche ist festzustellen, dass sich die Wahrnehmung der Problematik für mich stark veränderte. Der Satz „Unser Pole hat es gut gehabt!“ war ganz oft insofern richtig, als ein Zwangsarbeiter nicht misshandelt worden ist und die gleichen Arbeitsbedingungen hatte wie seine deutschen Kollegen. Am Beginn der Recherche habe ich ihn so verstanden, wie er von den deutschen Zeitzeugen gemeint war, nämlich allein auf die jeweilige Situation auf diesem oder jenem Bauernhof bezogen. Außerhalb der Landwirtschaft sind solche Feststellungen sowieso nicht vorgekommen. Doch je genauer ich die Rahmenbedingungen von Zwangsarbeit kennen lernte, desto mehr irritierte mich diese Aussage, weil sie alles ausklammerte, was die betroffenen Menschen auf dem Weg nach Deutschland erlebt und für ihr späteres Leben an Bildungs- und Lebenschancen und sozialen Bindungen eingebüßt hatten. Im günstigsten Fall mögen sich die Lebenserfahrungen für die Gestaltung der

Zukunft positiv ausgewirkt haben. Ein Beispiel habe ich dafür allerdings nicht gefunden. Im schlimmsten Fall fanden die Rückkehrer ihre Familien, ihre Heimatregion, ihr soziales Umfeld nicht mehr wieder. Zwangsarbeit ist mit ihren vielschichtigen Folgen viel mehr als die Zeit in Deutschland. Es war mir leider nicht möglich, diesen Fragen nachzugehen. Hoffentlich ist es wenigstens gelungen, etwas Licht in den Alltag von Zwangsarbeit in dieser Region zu bringen.

Albrecht Goes lässt in seiner Erzählung „Unruhige Nacht" einen Offizier zu Wort kommen, der ein Erschießungskommando leiten musste und vorher, im Zivilleben, evangelischer Pfarrer in einem Dorf in der Soester Börde gewesen war. In einem nächtlichen Zwiegespräch stellten sich der Ich-Erzähler und der Offizier die Frage nach ihrer Rolle im Krieg und im Dritten Reich. Der Pfarrer beschloss die selbstkritische Unterhaltung mit der Feststellung: „Wir essen Hitlers Brot und singen Hitlers Lied. […] Sind wir nicht noch verdorbener, weil wir wissen, was wir tun? […] Eines Tages dann, da wird es vorbei sein, alles, der Krieg und Hitler, und da haben wir eine neue Aufgabe […]. Dann geht es um das innere Bild aller dieser Dinge und des Krieges überhaupt. […] Es ist notwendig, ihn zu entzaubern. Man muss es dem Bewusstsein der Menschen eintränken, wie banal, wie schmutzig dieses Handwerk ist. […] Übermorgen wissen das alle und wissen es für ein paar Jahre. Aber lassen Sie nur erst das neue Jahrzehnt herankommen, da werden Sie's erleben, wie die Mythen wieder wachsen wollen wie Labkraut und Löwenzahn. Und da werden wir zur Stelle sein müssen."[9]

9 Albrecht Goes: Unruhige Nacht. In: Kurt Derleth/Julius Stöcker: Deutsche Erzählungen. Düsseldorf 1957. S. 825 ff.